

Melissa Mayhue



Schlaflos
in den
Highlands



Weltbild

Schlaflos in den Highlands

Die Autorin

Melissa Mayhue wuchs in Texas auf und entwickelte schon als Kind eine Leidenschaft für Bücher. Ihren Geschichten merkt man an, dass sie sich mit Männern auskennt: Sie ist nicht nur verheiratet, sondern auch Mutter von drei Jungs. Mit ihnen gemeinsam lebt sie in Colorado, im Schatten der wundervollen Rocky Mountains. Mehr Informationen im Internet unter: www.melissamayhue.com.

Melissa Mayhue

Schlaflos in den Highlands

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Marion Balkenhol

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Highland Guardian bei Pocket Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2007 by Melissa Mayhue
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
This edition published by arrangement with the original publisher, Pocket Books,
a division of Simon & Schuster, Inc., New York.
Übersetzung: Marion Balkenhol
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Tom Grundy; © Creative Travel Projects;
© Bahadir Yeniceri; © inigocia; © Gilmanshin); © Franco Accornero
Satz: Catherine Avak, Iphofen
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-752-5

2018 2017 2016 2015
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Prolog

»Die Bedrohung ist vorbei.« Dallyn verneigte sich vor den versammelten Würdenträgern der Feen, wobei ihm seine langen blonden Haare über die Schultern fielen.

»Nicht vorbei«, stellte Darnee richtig und blitzte ihn mit ihren grünen Augen an. »Nur vorübergehend ausgesetzt. Die Bedrohung wird nie vorbei sein, solange auch nur ein Nuadianer lebt.«

Dallyn nahm ihren Standpunkt mit leichtem Nicken zur Kenntnis. »Zugegeben, aber wir haben die meisten Pforten gesperrt. Am Urquell der Seelen ist eine Wache aufgestellt worden.«

»Wir müssen mehr tun. Die Seelen auf der Sterblichen Ebene sind noch immer in Gefahr. Die Nuadianer können begrenzte Mengen der von ihnen gesuchten Energie gewinnen, wenn sie Seelen direkt aus den Körpern der Sterblichen freilassen. Wenn sie keinen Zugang zum Urquell haben, wird das ihr nächstes logisches Ziel sein.«

»Die Feen können nicht mehr auf der Sterblichen Ebene kämpfen. Das weißt du.« Dallyn blickte sie finster an.

»Stimmt. Aber sie können jene schwachen Sterblichen unter ihre Kontrolle bringen, die bereitwillig die von ihnen gewünschte Vernichtung ausführen werden. Vor dieser Eventualität müssen wir uns hüten.«

»Was schlägst du vor, mein Kind?« Die Frau, die an dem großen Tisch in der Mitte saß, ergriff das Wort.

»Hüter, Erdmutter, aufgestellt an jeder verbliebenen Pforte.« Darnee wandte sich an die Frau, die gefragt hatte. »Hüter, die von der Sterblichen Ebene selbst herangezogen werden.«

»Wie sollen Sterbliche sich denn gegen Feen zur Wehr setzen? Unsereins kann von Sterblichen nur gesehen werden, wenn wir es wollen.« Dallyn richtete sich jetzt direkt an sie.

»Keine gewöhnlichen Sterblichen. Sterbliche, die auch Feenblut haben.« Sie zog eine Augenbraue hoch und warf einen prüfenden Blick über die Versammlung. »Viele unse- resgleichen sind zur Hälfte sterblichen Ursprungs.«

Ein Raunen lief durch den Raum.

»Das stimmt, Tochter.« Die Erdmutter zog die Stirn kraus. »Unser Volk hat nicht immer die richtige Zurückhaltung an den Tag gelegt im Umgang mit den Sterblichen. Viele dieser Nachkommen existieren, und die Zahl wird im Laufe der Generationen weiter ansteigen. Selbst ein kleiner Anteil Feenblut wird ihnen ermöglichen, uns zu sehen. Doch die meisten sind unerkant. Wie willst du sie finden?«

»Ich werde sie ausfindig machen.«

»Ich stimme dir zu, dass sie gut geeignet wären, Darnee.« Dallyn zuckte mit den Schultern. »Aber Sterbliche haben so eine kurze Lebenserwartung. Sie würden ihre Aufgabe kaum erlernen, bevor ihre Zeit zu Ende ist.«

»Das ist ein weiterer Vorteil von Feenblut. Sie sind bereits langlebiger. Und das können wir leicht verbessern, wenn wir sie mit dem Urquell der Seelen in Berührung bringen. Die Energie wird ihrer Lebenszeit viele Jahrhunderte hinzufügen.«

Dallyn rieb sich nachdenklich das Kinn. »Der Plan leuchtet mir ein. Er könnte funktionieren. Und viele von ihnen verfügen vielleicht über Gaben, die sie ihrer Abstammung zu verdanken haben.«

»Genau.« Darnee nickte zustimmend. »Das Zweite Gesicht, zusätzliche Kraft, eine andere Wahrnehmung, die auf der Sterblichen Ebene ungewöhnlich ist. Daher werden sie leichter zu identifizieren und imstande sein, die Aufgabe zu erfüllen.«

»Wie ich sehe, hast du sorgfältig über diesen Vorschlag nachgedacht.« Die Erdmutter schaute sich in der Versammlung um. »Wir können nicht zulassen, dass die Nuadianer die Zeitschiene der Seelen auf der Sterblichen Ebene durchbrechen. Wir wissen aus erster Hand, welches Chaos das mit sich bringt. Zu viele von ihnen aus ihren auserwählten Körpern zu zwingen, bevor sie dazu bestimmt sind, zu scheiden, könnte am Ende den Lauf der Zeit selbst beschädigen.« Sie erhob sich von ihrem Sitz, hob die Hände, um das unzufriedene Murren, das sich in der Halle breitmachte, zum Schweigen zu bringen. »Meine Entscheidung ist gefallen. Ihr beide, Darnee und Dallyn, werdet gemeinsam die Verantwortung dafür übernehmen, diese Hüter auszuwählen und zu unterweisen. Ihr werdet euch die Aufsicht über ihre Leistung teilen. Noch Fragen? Nein? Dann fangt sogleich an. Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

»Danke, Erdmutter.« Die beiden verneigten sich und verließen rasch den großen Raum, wobei sie sich leise abstimmen, wie sie ihren Auftrag ausführen wollten.

»Verdammte Scheiße.«

Ian McCullough starrte wütend auf den Telefonhörer, den er gerade aufgelegt hatte. Diese Woche lief nichts nach Plan. Er sollte in London sein und die letzte Bedrohung weiterverfolgen. Stattdessen war er hier im Thistle Down Manor und wartete darauf, den Wirt für eine gestresste Amerikanerin zu spielen, während Henry in einem Krankenhausbett lag und sich von einer Kniescheiben-Operation erholte.

Wie oft hatte er versucht, Henry die Vermietung des Landhauses auszureden? Er hatte vor Jahrzehnten aufgehört zu zählen.

»Die, um die es hier geht, muss hier sein, Ian«, hatte Henry ihm auf dem Weg ins Krankenhaus gesagt. »Ich weiß, es missfällt dir, wenn ich das Haus vermiete, aber es beeinträchtigt dich oder deine Verantwortlichkeiten doch kaum.«

»Diesmal schon. Mal ehrlich, du brauchst die Einnahmen doch gar nicht. Dafür habe ich oft gesorgt. Deine Gäste müssen immer beobachtet werden. Du weißt, dass die vorrangige Verpflichtung darin besteht, die Pforte zu beschützen.«

Henry hatte ihm ein dümmlisches Grinsen geschenkt. »Ich weiß, ich weiß. Aber ich habe meine eigenen Gaben, und die kann ich nicht ignorieren. Ich konnte es spüren, als

ich mit dieser Frau sprach. Ich glaube, ihre Seele ist verwundet worden. Der Friede von Heather Cottage und die Nähe zur Pforte werden viel dazu beitragen, ihr zu helfen.« Mit schmerzverzerrtem Gesicht hatte er seine Sitzlage verändert. »Wäre dieses verdammte Knie nicht, hätte ich dich nicht mit der Sache behelligt.« Dann hatte er gelächelt, woraufhin sein zerfurchtes Gesicht seine innere Ruhe widergespiegelt hatte. »Mach dir keine Sorgen. In ein paar Tagen bin ich gesund und munter wieder da. Peter und Martha sind da, und helfen dir, sie im Auge zu behalten, und du kannst dich wieder um deinen Kram kümmern.«

Ian funkelte noch immer das Telefon an, kniff die dunklen Augen zusammen, als trüge dieser leblose Gegenstand die volle Verantwortung für sein akutes Problem. Peter und Martha. Sie waren die einzigen bezahlten Hilfskräfte in Thistle Down Manor, obwohl sie eher Familienangehörige als Hausangestellte waren. Peter hatte die Stelle des Verwalters übernommen, nachdem sein Vater in den Ruhestand getreten war. Als er Martha heiratete, fing sie auch dort an zu arbeiten, als Haushälterin und Köchin. Sie nahmen eigentlich den Großteil der täglichen Arbeit auf dem Anwesen und im Haus auf sich. Und jetzt würden sie erst morgen früh zurückkommen.

Bei ihrer Tochter hatten in den frühen Morgenstunden die Wehen eingesetzt. Der Anruf ihres Mannes war wie aus heiterem Himmel gekommen, daher hatten sie keine Zeit gehabt, das Ferienhaus für die Ankunft ihres Gasts vorzubereiten, bevor sie aufbrachen. Jetzt verbrachten sie die Nacht dank des Wetters im Krankenhaus.

Als wäre sein Leben nicht schon kompliziert genug.

Die Heftigkeit des Sturms machte Ian nur noch wütender. Der Regenguss, der schon vor Stunden eingesetzt hatte, würde wahrscheinlich das Tal unten überfluten. Das wiederum würde sehr wahrscheinlich wieder Stromausfall bedeuten. Das Wenige, was er an Nachrichten mitbekommen hatte, reichte ihm, um zu wissen, dass die Sturmfront gewaltig war und sich bis weit hinter Glasgow nach Norden erstreckte.

Bestimmt würde die Amerikanerin nicht versuchen, bei solchem Wetter über die schmalen Nebenstraßen zu fahren.

»Vielleicht hat dieser Sturm am Ende doch etwas Gutes«, murmelte er vor sich hin, als er den Schrank in der Diele nach dem Notvorrat an Kerzen durchsuchte. Er warf einen Blick auf die Uhr. Die Frau war eine Stunde überfällig. Vermutlich war sie in einer der größeren Städte geblieben, sobald sie in den Sturm gekommen war.

»Dem Schicksal sei wenigstens dafür Dank.« Mit der Urlaub machenden Amerikanerin allein zu tun zu haben, war das Letzte, was er wollte. Jetzt sah es ganz so aus, als müsste er es nicht.

Ian schmunzelte, und mit einer gewissen Erleichterung trug er die Kerzen in die Bibliothek. Nachdem er im Kamin ein großes Feuer angezündet hatte, lehnte er sich in seinem Lieblingssessel zurück, um zu lesen. Zum ersten Mal an diesem Tag entspannte er sich.

»Gute Güte!«

Sarah Douglas trat voll in die Bremse, um den Kühen vor ihrem Wagen auszuweichen. In den letzten drei Stun-

den war sie wiederholt um ein Haar mit Rindviechern zusammengestoßen. Sie hatte gewusst, dass Autofahren hier eine Herausforderung sein würde. Die erste Stunde war einigermaßen glatt gelaufen, selbst auf der falschen Straßenseite. Doch nachdem sie die A76 verlassen hatte, musste sie sich auch mit umherziehenden Tieren abfinden, sowie Straßen, die schmaler waren als ihre Einfahrt zu Hause. Wenn sie dann noch den Regen hinzuzählte, der seit ein paar Stunden wie aus Eimern kübelte, lagen ihre Nerven fast blank.

Die Straßenverhältnisse allein waren schon schlecht genug, aber sie hatte immerhin schon zwölf Stunden entweder in Flugzeugen sitzend oder auf Flughäfen wartend verbracht, ganz zu schweigen vom grauenhaftesten Flug überhaupt von Toronto nach Glasgow. Die Frau, die neben ihr saß, war mit zwei Kleinkindern unterwegs, und vom Start bis zur Landung schrie eins von beiden immer. Sarah hatte buchstäblich seit über zwanzig Stunden nicht geschlafen.

Sie hätte in einem der Hotels einchecken sollen, an denen sie in der Nähe des Flughafens vorbeigekommen war. Oder sogar in dem, das ihr aufgefallen war, als sie in Dumfries von der Hauptstrecke abbog, wenn man sie so nennen wollte. Aber sie hatte es nicht gemacht.

»Reiß dich zusammen«, knurrte sie und musste dann trotz ihrer Lage kichern.

Oh, sie hatte alles im Griff. Das Lenkrad. So fest sogar, dass ihre Finger sich allmählich verkrampften.

Sie holte tief Luft, entspannte ihre Hände bewusst und gab langsam wieder Gas, als die letzte Kuh den Weg vor ihr frei machte.

Jetzt dürfte es nicht mehr allzu weit sein. Kurz überkam sie Panik, als sie sich erneut überlegte, ob sie sich womöglich verfahren hatte, doch nachdem sie noch einmal durchgeatmet hatte, fasste sie sich wieder.

Die Wegbeschreibungen, die der nette Henry McCullough ihr gemailt hatte, waren sehr gründlich, und sie hatte gut aufgepasst. Na ja, bis auf die Tatsache, dass sie in die falsche Richtung gefahren war, als sie am Flughafen aufbrach. Sobald ihr das klar geworden war und sie den richtigen Weg eingeschlagen hatte, war sie sehr umsichtig gewesen. Der kleine malerische Umweg hatte ihre Fahrzeit nur um ein oder zwei Stunden verlängert.

Jetzt war es schlichtweg Erschöpfung, die ihren Emotionen zusetzte. Erschöpfung und der Sturm. Und die Dunkelheit. Es war stockfinster. Zwischen der fortgeschrittenen Uhrzeit und dem Wetter konnte sie nur die Bereiche sehen, die von ihren Scheinwerfern oder kurzen Blitzen erhellt wurden.

Wie auf ein Stichwort zuckte ein Blitz über den Himmel und schlug direkt vor Sarahs Wagen ein. In dem hellen Schein tauchte die Gestalt eines Mannes auf, der sie mit überraschter Miene anschaute. Wieder trat sie in die Bremse, doch diesmal stieß sie dabei einen Schrei aus, da ihr Wagen langsam auf den Mann zu rutschte. Einen kurzen Moment lang stand er wie erstarrt, bevor er – tatsächlich – über ihr Fahrzeug sprang.

Der Wagen blieb stehen, sacht an eine hohe Felswand geschmiegt. Schwer atmend löste Sarah ihre Finger vom Lenkrad und schaute sich um. Kein Mann war zu sehen.

Sie schloss die Augen, lehnte den Kopf an die Nacken-

stütze, und ihr Herzschlag dröhnte in ihren Ohren. Sie musste sich den Mann eingebildet haben. Echte Männer aus Fleisch und Blut sprangen nicht über Fahrzeuge, die sich bewegten, und wurden dann nicht mehr gesehen.

Vorsichtig schlug sie die Augen auf. Durch die Rinnsale, die der Regen auf ihrer Windschutzscheibe bildete, las sie das Schild an der Mauer neben ihr. Thistle Down Manor. Wenigstens hatte sie sich nicht verfahren.

Der Wagen, der im Schlamm festsaß, ließ sich weder vor noch zurück setzen. Sarah schaltete die Zündung aus. Das fehlende Brummen des Motors verstärkte nur das Geräusch des Regens, der über ihrem Kopf auf das Metall platschte. Und jetzt?

Alternativen und Entscheidungen. Sie könnte die ganze Nacht sitzen bleiben und auf Rettung warten, oder sie könnte aussteigen und zu Fuß gehen.

Wie paradox. War es nicht genau das, worum es bei dieser ganzen Reise ging, Alternativen und Entscheidungen? Nach all den Jahren, in denen sie keine Wahl hatte, sondern nur den Anweisungen anderer gefolgt war, wie man es von ihr verlangte, hatte sie sich endlich entschlossen, ihr Leben zu ändern, es selbst in die Hand zu nehmen. Zum ersten Mal im Leben hatte sie entschieden, die intuitiven Gefühle, die sie seit ihrer Kindheit heimsuchten, anzunehmen und nicht zu übergehen. Eins dieser Gefühle, nämlich das dringende Bedürfnis, etwas zu tun, bevor es zu spät war, hatte sie hierhin geführt.

Jetzt war es an der Zeit, aktiv zu werden. Gewiss nicht die günstigste Zeit, um zu erkennen, dass Handeln jemandem, der von Natur aus feige ist, nicht leichtfällt.

Sarah lugte durch die Tore und konnte über einer Brücke und am Ende einer langen Auffahrt schwach die Umrisse eines hoch aufragenden Herrenhauses sehen. Das kleine Landhaus, das sie gemietet hatte, dürfte irgendwo in der Nähe auf dem Anwesen sein, obwohl sie von ihrem Standpunkt aus nichts dergleichen erkennen konnte.

An jedem normalen Tag wäre die Entfernung mit einem angenehmen Spaziergang zu bewältigen gewesen. Doch gerade jetzt schien es nicht gerade angenehm. Natürlich war es kein normaler Tag. Es war spätabends mitten in einem Gewitter. Ganz zu schweigen von dem Mann, den sie vermeintlich gesehen hatte.

Sarah schaute noch einmal auf den strömenden Regen draußen, seufzte und griff nach hinten, um ihre Umhängetasche und ihren Geldbeutel zu holen. Nachdem sie ihre Entscheidung getroffen hatte, machte sie die Tür auf.

Sobald sie ins Freie kam, traf sie der kalte Regen. Sie ließ die Scheinwerfer an, um den Weg zu beleuchten. Am Morgen würde die Batterie leer sein, aber das war in diesem Augenblick ihre geringste Sorge. Sollte ihr Hirngespinnst wieder auftauchen, wollte sie es sehen, denn sie bezweifelte, dass sie es beim Lärm des Gewitters hören würde.

Prüfend betrachtete sie die Bäume und schauderte. Ihr Nacken prickelte, als würden Blicke aus dem Wald sie verfolgen. Das Gefühl wurde immer stärker, und sie fing an zu laufen.

Die Brücke war länger, als sie ausgesehen hatte, und erst als Sarah auf der anderen Seite war, hörte die panische Angst auf, verfolgt zu werden. Sie blieb stehen und beugte sich vor, um durchzuatmen. Sie schaute zurück und sah

durch den Regen nichts außer dem schwankenden Schein ihrer Scheinwerfer.

Wäre das Ganze nicht so beängstigend, hätte es Spaß machen können.

Sie rückte die schwere Umhängetasche auf der Schulter zurecht, drehte sich zum Haus um und begann, die lange Auffahrt hinaufzugehen. Sie hoffte, dass Henry McCullough noch war war.

Ian schrak aus dem Schlaf auf. Er hatte geträumt. Träume waren eine Seltenheit für ihn, was nach seinem Dafürhalten auch gut so war. Vor langer Zeit – vor sehr, sehr langer Zeit – hatte er gelernt, dass Träume immer etwas zu bedeuten haben. Oft waren sie eine sehr präzise Warnung vor der Zukunft, und meistens warnten sie vor etwas Schlimmem.

Er versuchte, sich an den Traum zu erinnern. Er war im Wald gewesen, und da war eine Frau, obwohl er sie nicht deutlich hatte erkennen können, und eine gewisse Gefahr. Und das verdammte Pochen.

Ein Pochen, wie er plötzlich feststellte, das auch jetzt noch anhielt, nachdem er aufgewacht war. Er stand auf, ein wenig desorientiert. Das Buch, das er gelesen hatte, fiel unbeachtet zu Boden.

Woher kam der Lärm?

Dem Geräusch folgend ging er in die Diele, alle Sinne angespannt.

»Hallo? Mr McCullough? Ist jemand da?« Gedämpfte Wörter drangen an seine Ohren, gefolgt von weiterem Pochen.

Die Stimme einer Frau.

Verflucht. Die Amerikanerin war doch noch gekommen.

Was stimmte nicht mit der Frau? War ihr nicht klar, wie gefährlich es war, bei so einem Gewitter zu fahren? War sie denn noch ganz bei Trost?

Er schritt zur Tür und riss sie auf in der vollen Absicht, seiner Besucherin genau die Standpauke zu halten, die sie für ihr rücksichtsloses Verhalten verdient hatte.

»Ist Ihnen eigentlich klar, wie spät es ist?« Er hatte angefangen zu brüllen, als ihr Anblick auf seiner Schwelle ihm die Sprache verschlug.

Sie stand da im strömenden Regen, die Haare ans Gesicht geklatscht, völlig durchnässt, und zitterte so stark, dass er die Bewegung sogar im Dunkeln wahrnahm.

Beim Klang seiner Stimme wich sie abrupt zurück, verlor den Halt in der Pfütze, die sich auf der Stufe gebildet hatte. Hätte er sie nicht an beiden Ellbogen gepackt, wäre sie die Treppe hinuntergestürzt.

»Entschuldigung. Tut mir leid.« Ihre Zähne klapperten so heftig, dass er ihre gemurmelte Entschuldigung kaum verstand. »Ich ... ich habe nicht an die Zeit gedacht. Die Fahrt hat so viel länger gedauert, als ich geplant hatte.«

Kraftlos versuchte sie, ihre Arme aus seinem Griff zu befreien.

Statt sie loszulassen, griff er noch fester zu, zog sie in die Diele, in der sie stehen blieb, triefend, den Blick gesenkt, als betrachtete sie die komplizierten Muster auf dem Marmorboden. Sie wehrte sich nicht, als er den Tragriemen von ihrer Schulter streifte und die schwere Tasche zu ihren Füßen fallen ließ.

Da schaute sie auf, beinahe verstohlen, und ihre Blicke trafen sich.

Grün, wie der tiefe Wald. Ihre Augen waren von einem eindringlichem Grün, das ihn aufnahm, ihn einfieng und davon abhielt, wegzuschauen. Sie weiteten sich kurz, bevor sie die Betrachtung des Bodens wieder aufnahmen.

Nachdem der Augenkontakt abgebrochen war, schüttelte Ian sich innerlich. *Wie ungewöhnlich.*

»Bleiben Sie hier. Ich hole etwas, damit Sie sich abtrocknen können, und dann werden wir Sie rasch aufwärmen.«

Er lief die Treppe hinauf, schnappte sich im Vorbeigehen ein paar Handtücher und blieb nur stehen, um eine Decke vom Fußende seines Bettes zu ziehen, bevor er wieder zu seinem Gast ging.

Sie stand noch unverändert da, hatte beide Arme um sich geschlungen und zitterte, während um ihre Füße eine kleine Pfütze entstand.

Er legte ihr die Decke um die Schultern und führte sie in die Bibliothek. Dort hätte sie es viel besser. Dank des Feuers, das er am frühen Abend dort angezündet hatte, war es der wärmste Raum im Haus.

»Hier sind Handtücher. Ich gehe mal in die Küche und hole Ihnen etwas Warmes zu trinken. Wäre Tee in Ordnung, oder hätten Sie lieber Kaffee?« Sie war schließlich Amerikanerin.

»Tee wäre großartig, danke.« Nur ein Flüstern.

Sie nahm die Handtücher und trocknete sich Gesicht und Haare ab, als er aus dem Zimmer ging.

Während er darauf wartete, dass das Wasser kochte, wanderten seine Gedanken zu der Frau, die sich in seiner Bibliothek abtrocknete. Sie machte ihn neugierig. Sehr sogar. Was an und für sich höchst ungewöhnlich war.

Der alte Spruch, dass Augen das Fenster zur Seele seien, war nicht umsonst zu einer Redensart geworden. Sie entsprach der Wahrheit. Einen flüchtigen Blick auf das zu erhaschen, was hinter diesen Fenstern lebte, war jedoch außergewöhnlich. Seelen wussten sich gut abzuschotten.

Als er in die Augen dieser Frau schaute, hatte er eine ungewöhnlich starke Energie gespürt, die an ihm zog. Ihre Fenster waren weit geöffnet, ihre Seele hatte sich herausgelehnt und seine Aufmerksamkeit verlangt, wie die französischen Dirnen in den Bordellen, die er vor vielen Jahren an der Barbarenküste gesehen hatte.

Er konnte sich nicht erinnern, dass ihm so etwas in all seinen Jahren schon einmal begegnet war. Sie war etwas vollkommen Neues.

Ein erwartungsvoller Schauer lief durch seinen Körper. »Etwas vollkommen Neues« war für Ian eine seltene Erfahrung. Nach sechs Jahrhunderten, die er damit verbracht hatte, zwischen der Sterblichen Ebene und dem Feenreich zu pendeln, hatte er oft gedacht, alles gesehen zu haben.

In dieser Zeit hatte er auch unzählige wertvolle Lektionen gelernt. Eine davon war, dass seltene Erfahrungen für gewöhnlich die besten waren. Auf jeden Fall die wichtigsten.

Ja, er war ziemlich neugierig auf Miss ...

»Verdammt.«

Wie hieß sie? Er wusste es nicht mehr. Er konnte sich nicht einmal daran erinnern, ob Henry ihm überhaupt ihren Namen genannt hatte. Er hatte so lange an sie nur als an »die Amerikanerin« gedacht, dass ihr Name belanglos war.

Das war jetzt definitiv anders. Die Aussicht, den Wirt

für seine kleine amerikanische Touristin zu spielen, war auf einmal viel reizvoller.

Sarah beugte sich zum Feuer vor und rieb sich die Haare vehement mit dem Handtuch ab. In ihren zahlreichen Reiseführern hatte sie alles über Schottlands unberechenbares Klima gelesen, doch nichts hatte sie auf die Realität vorbereitet. Trotz des Feuers, der Decke und der Handtücher war sie noch immer durchnässt und froh.

Und sie war äußerst verlegen.

Ein Blick auf ihren Gastgeber, und sie hätte ebenso gut wieder ein Teenager sein können, völlig sprachlos und unsicher. Dieser erste Blick hatte ihr förmlich den Atem geraubt, woraufhin sie gestammelt hatte und nur noch mit ihren Füßen Blickkontakt aufnehmen konnte. Ein solches Verhalten erwartete sie nicht bei einer reifen Frau. Schon gar nicht, wenn sie die reife Frau war, um die es ging.

Gut aussehende Männer hatten immer diese Wirkung auf sie, und dieser hier war auf jeden Fall ein Musterbeispiel. Die klassische Zeile »groß, dunkel und gut aussehend« hätte speziell für ihn geschrieben sein können. Er überragte sie um gut fünfzehn Zentimeter. Seine Augen, so dunkelbraun, dass sie auch schwarz hätten sein können, passten zu seinem Haar. Es war etwas zu lang, kräuselte sich in seinem Nacken bis über den cremefarbenen Rollkragenpulli. Der Pullover brachte deutlich eine Brust zur Geltung, die in einen Pin-up-Kalender gehörte. Er hätte Mr January sein können, ein perfekter Start in ein neues Leben. Ein solcher Mann hätte sogar mehr als einen Monat verdient.

Er war ein herausragendes Exemplar, okay. Außerdem war er mindestens zehn Jahre jünger als sie, weshalb ihre Reaktion auf ihn noch lächerlicher war. Was war eigentlich los mit ihr?

»Schwerer Jetlag«, murmelte sie vor sich hin und rubbelte ihre Haare noch fester.

»Verzeihung?«

Sarah richtete sich mit einem Ruck auf und ließ dabei das Handtuch in den Nacken gleiten. Ihr Gastgeber stand im Türrahmen und hielt zwei dampfende Becher in den Händen. *Ja toll.* Jetzt hatte er sie auch noch bei Selbstgesprächen erwischt, eine schlechte Angewohnheit, die ihr mehr als ein Mal Probleme bereitet hatte. Hitze stieg ihr über den Hals ins Gesicht.

»Ich habe gar nicht gemerkt, dass Sie schon wieder da sind.«

Als er ins Zimmer trat, reagierte er nur mit einem Lächeln. Und was für ein Lächeln. Es spielte lässig um seine Lippen, breitete sich aus, erreichte seine Augen, in denen es wie Pechkohle glänzte.

Die Hitze in ihrem Gesicht nahm zu.

»Ich habe mir die Freiheit genommen, einen Schuss Honig in Ihren Tee zu geben.« Er stellte die Becher auf einen niedrigen Tisch. »Bitte, nehmen Sie doch Platz.«

Sarah setzte sich in Bewegung, blieb aber stehen und schaute an sich herab.

»O nein. Ich würde mich nur ungern mit diesen nassen Sachen auf Ihr Sofa setzen. Vielleicht wäre es am besten, wenn Sie mich direkt zum Landhaus bringen, in dem ich mich aufhalten werde.«

Sein Lächeln veränderte sich, ein Anflug von Ärger glitt über seine Miene.

»Nun ja, das bedarf einer Erklärung, müssen Sie wissen.« Er hob die gefalteten Handtücher vom Boden auf und breitete sie über das Sofa. »Hier. Setzen Sie sich.« Er hielt eine Hand hoch, als sie schon protestieren wollte. »Setzen Sie sich. Trinken Sie Ihren Tee, und dann werden wir Ihnen ein paar trockene Sachen anziehen.«

Nachdem sie es sich vorsichtig auf den Handtüchern bequem gemacht hatte, streckte Sarah die Hand aus, um den Becher entgegenzunehmen, den er ihr reichte, wobei sie sich seines durchdringenden Blicks durchaus bewusst war. Sie versuchte verzweifelt, sich etwas einfallen zu lassen, was sie sagen könnte, um das Schweigen zu durchbrechen, war aber entsetzt, als sie hörte, was ihr spontan über die Lippen kam.

»Sie sind überhaupt nicht so, wie ich Sie mir vorgestellt habe.« Wenn sie noch mehr errötete, dann würden bestimmt Flammen aus ihrem Kopf schlagen.

»Nicht, wie Sie sich vorgestellt haben? Was haben Sie erwartet?« Er lächelte wieder.

»Na ja, Mr McCullough, Sie klangen viel älter, als wir miteinander telefonierten.«

»Aha, daher also. Ich bin nicht Mr McCullough.«

»Wie bitte?« War das Fiepen tatsächlich von ihr gekommen?

Er legte ihr eine Hand auf den Arm, um sie zurückzuhalten, als sie aufstehen wollte.

»Lassen Sie es mich anders ausdrücken. Ich bin Mr McCullough, nur nicht der, mit dem Sie gesprochen haben.

Das war Henry, er ist ...« Er hielt einen Augenblick inne und schaute kurz zur Seite, während er seine Hand von ihrem Arm löste und nach seinem Becher griff. »Ich bin Ian McCullough.«

»Oh.« Das erklärte, warum er nicht wie der nette alte Mann aussah, als den sie sich Henry McCullough vorgestellt hatte. »Aber Sie sind auch ein McCullough. Sind Sie verwandt?«

»Ja. Wir sind so verwandt, wie Onkel und Neffe es nur sein können.« Kurz blitzte das strahlende Lächeln wieder auf.

»Wo ist Ihr Onkel?«

»Henry? Oh, im Krankenhaus. Kleinere Knieoperation. In ein paar Tagen ist er wieder zu Hause. Unterdessen soll ich mich hier um alles kümmern, aber ich fürchte, ich habe es vermässelt.« Wieder dieses Lächeln. »Angefangen damit, dass ich nichts über meinen reizenden Gast weiß, nicht einmal den Namen.«

»Oh.« Ihre Kommunikationsfähigkeit ließ in seiner Gegenwart rapide nach. Sie wurde wieder rot. »Ich bin Sarah. Sarah Douglas.«

»Sarah.« Er wiederholte den Namen langsam. »Der passt zu Ihnen. Jetzt, da wir uns kennen, haben wir anscheinend nur noch das Problem mit dem Landhaus.«

O-oh. »Meinem Landhaus?«

Er nickte. »Bedauerlicherweise wurden unsere Hausmeister heute Morgen zu einem Notfall gerufen, daher ist das Haus nicht für Sie vorbereitet. Bei dem Gewitter dachte ich, das wäre kein großes Problem. Ich war mir sicher, dass Sie bei dem Wetter in der Stadt bleiben würden. Apropos.«

Er zog die Augenbrauen hoch, was an einen Schulrektor erinnerte, der eine sündige Schülerin maßregelt.

»An einem solchen Abend begibt man sich nicht auf die Straße, meine Gute. Haben Sie sich denn keine Gedanken darüber gemacht, welches Risiko Sie eingehen, wenn Sie bei diesem Unwetter hierher fahren?«

Sein Tonfall war belehrend, keine Frage im Plauderstil. Wäre sein wunderbarer Akzent nicht gewesen, hätte sie sogar beleidigt sein können. Sein leichter Singsang ließ alles, was er sagte, gut klingen. Der Akzent und der tiefe Bariton.

»Vermutlich nicht. Aber jetzt ist es mir bestimmt klar.« Sie stellte ihren Tee ab. »Mr McCullough ...«

»Ian«, korrigierte er.

»Ian.« Sie nahm kurz Augenkontakt mit ihm auf und lächelte. »Wenn das Landhaus nicht vorbereitet ist, dann ...«

»Keine Sorge. Wir werden Sie für heute Nacht hier im Haupthaus unterbringen.«

Er lehnte sich zurück, wirkte äußerst zufrieden, und trank einen Schluck Tee.

»Ich hatte den Eindruck, dass Sie hier keine Zimmer vermieten.« Henry war in dieser Hinsicht ziemlich deutlich gewesen und hatte ihr nachdrücklich versichert, es seien keine anderen Mieter da.

»Tun wir auch nicht. Sie werden diese Nacht mein Gast sein. Morgen bringen wir Sie dann im Cottage unter. Jetzt ...« Ian erhob sich und streckte einladend die Hand aus. »Kommen Sie, machen Sie es sich bequem. Wann haben Sie zuletzt gegessen?«

»Im Flugzeug.«

Sie stand auf und hielt das inzwischen feuchte Handtuch fest um sich. Falls ihm aufgefallen war, dass sie seine Hand mied, ließ er es sich nicht anmerken.

»Das werden wir regeln, sobald wir Sie in trockene Kleider gesteckt haben.« Er blieb stehen und legte den Kopf schief. »Wobei mir einfällt, dass ich Ihr Auto nicht in der Auffahrt gesehen habe.«

»Da ist es auch nicht. Es steht unten am Eingangstor.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich bin irgendwie von der Straße gerutscht und im Schlamm stecken geblieben. Ich kann wieder hinuntergehen und meinen Koffer holen.«

Als sie sich der Tür näherten, grollte der Donner so nah, dass die Fenster klirrten.

»Ich glaube, das ist wahrscheinlich keine gute Idee. Ich bin mir sogar sicher, dass wir hier etwas Trockenes zum Überziehen für Sie finden. Wir holen Ihre Sachen und Ihren Wagen morgen, wenn der Regen vorbei ist.«

Da er nichts mehr sagte, riskierte sie einen raschen Blick zu ihm hoch. Anscheinend hatte er darauf gewartet, fing ihren Blick ein und streckte erneut die Hand aus. Vielleicht hatte er ihr Ausweichen zuvor doch bemerkt.

»Hier. Kommen Sie mit.«

Diesmal hatte sie keine Chance, ihm auszuweichen, ohne ungewöhnlich grob zu erscheinen, und das brachte sie nicht über sich. Er war viel zu nett gewesen.

Einfach eine Hand an der anderen. Sie konnte nicht verhindern, dass ihre ungeschützte Haut mit seiner in Kontakt kam. Diesmal weder Decke noch Kleidungsstück, um ihn abzufangen. Sie müsste sich einfach gegen den Ansturm

wappnen, den die Berührung mit sich bringen würde, wie immer.

Sie hatte gelernt, damit zu leben. Von Kindheit an hatte sie unter dem Trauma gelitten, die Gedanken und Empfindungen anderer Menschen aufzunehmen, sobald sie mit ihrer Haut in Berührung kam, sowie unter den eigenartigen, wahllosen »Gefühlen«, die sie überschütteten, wenn sie versuchte, ihre Handlungen zu steuern. Fast noch schlimmer war die schmerzhaft Erkenntnis, dass sie »anders« war als alle anderen. Auch damit hatte sie sich vor langer Zeit abgefunden.

Obwohl sie es eigentlich vorzog, das unweigerliche Resultat zu umgehen, war es manchmal, so wie jetzt, nicht zu vermeiden.

Sie ergriff seine Hand.

Eier.

Er prüfte den Inhalt des Kühlschranks. Er wusste, wie man Eier brät. Zwar nicht gut, aber er konnte sie braten. Und Brot war auch da. Er würde Toast zubereiten. In der Vorratskammer war doch bestimmt eingemachtes Obst. Martha servierte es fast zu jeder Mahlzeit.

Unter optimalen Bedingungen käme niemand auf die Idee, ihn fälschlicherweise für einen Chefkoch zu halten, aber bei der augenblicklichen Ablenkung, die in seiner Küche stand, na ja ...

Am besten war, es schlicht zu halten.

Wie konnte es angehen, dass eine Frau, irgendeine Frau, so reizend aussah, wenn man sie in Männerkleidung steckte? *Und wenn es zufällig auch noch eine attraktive Frau ist, die*

meine Sachen trägt? Ohne Zweifel würde alles andere als etwas Schlichtes im Moment seine Fähigkeiten übersteigen.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Sie können sich setzen. Sie sind mein Gast.« Er grinste. »Ich werde Ihnen in null Komma nichts eine leckere Mahlzeit zubereiten.«

Ha. »Lecker« war vielleicht ein bisschen übertrieben, doch wie Henry ihm gern unterstellte, war er nie ein übertrieben bescheidener Mann gewesen.

»Ist Ihnen jetzt wärmer?«

Er hatte wahllos in seinen Kleiderschrank gegriffen; Sachen, in denen er herumgammelte: Jogginghose, Thermounterhemd, Wollpulli und dicke Baumwollsocken.

Für ihn stand fest, dass ihm diese Sachen noch nie dermaßen reizvoll vorgekommen waren.

»Viel besser, danke.« Sie belohnte ihn mit einem scheuen Lächeln, tappte zum Tisch hinüber und setzte sich.

Kurz darauf stellte er Teller mit Rührei, Toast und eingemachten Pampelmusenstücken auf den Tisch. Ihr war hoch anzurechnen, dass sie ihnen nur einen kurzen zweifelnden Blick schenkte, bevor sie einen Happen probierte.

»Sie kochen nicht oft, oder?«

Aha, eine Diplomatin.

»Schmeckt es so schlecht?«

»Nein, überhaupt nicht. Sie haben bloß offensichtlich in der Küche nach Sachen gesucht, als Sie das hier zubereitet haben.«

Noch dazu eine, die genau hinschaut.

»Und ich hatte schon befürchtet, die labberigen Eier würden mich verraten.«

»Eigentlich war der angebrannte Toast eher ein Wink, als die Eier.«

Sogar mit Sinn für Humor.

Er grinste sie an und wurde mit einem leisen Lachen und einer leichten Rötung ihrer Wangen belohnt.

Einfach bezaubernd.

»Wie kam es denn nun dazu, dass Sie sich für unser kleines Landhaus entschieden haben, um darin Ihren Urlaub zu verbringen?«

»Arbeitsurlaub«, stellte sie richtig. »Ich fürchte nur, dass meine drei Monate wie im Flug vergehen werden. Und was den Ort betrifft, den habe ich auf gut Glück gewählt. Sobald ich wusste, dass ich nach Schottland kommen musste ...«

Sie verstummte, ihr flackernder Blick begegnete seinem, leichte Besorgnis verratend, als hätte sie etwas gesagt, was sie nicht beabsichtigt hatte, bevor sie rasch weitersprach.

»Ich ... ach, ich habe mich an den Computer gesetzt und gesucht. Heather Cottage war der erste Eintrag, der auftauchte. Ich weiß, das klingt albern, aber als ich die Webseite anklickte und etwas darüber las, kam es mir genau richtig vor.« Sie zuckte mit den Schultern, ohne aufzuschauen. »Daher habe ich Mr McCullough eine Mail geschrieben – Henry –, er hat mich angerufen, und hier bin ich.«

»Welche Arbeit wollen Sie hier machen?«

»Ich schreibe.« Verstohlen blickte sie auf.

»Aha, eine Märchenerzählerin. Und was schreiben Sie?«

»Oh, Frauenliteratur. Ziemlich viel.« Wieder ein rascher, verstohlener Blick.

»Hmmm. Ich glaube nicht, dass mir das bekannt ist.«

»Wirklich?« Während ihr Gesicht allmählich dunkelrot anlief, erhob sie sich und trug ihren Teller ans Spülbecken.

»Wenigstens kann ich beim Abwasch helfen.«

Über ihre Arbeit wollte sie also nicht sprechen. *In der Tat eine höchst interessante Frau.* Schade nur, dass er in seinem Leben weder die Zeit noch den Raum für eine Frau hatte.

Sie spülten das Geschirr, ohne viele Worte zu wechseln. Er spürte ihre Abgespanntheit. Sein Ziel war, sie so schnell wie möglich ins Gästezimmer zu bringen.

Auf dem Weg zur Treppe wurden sie von einem enormen Donnerschlag unterbrochen, begleitet von einem Blitz, der so nah war, dass sich die Haare auf seinem Arm aufstellten. Dann erloschen sogleich alle Lichter im Haus. Er hatte gewusst, dass es nur eine Frage der Zeit war.

Sarah schnappte hörbar nach Luft.

Da er so nah neben ihr stand, rechnete er fest damit, dass sie ihre Arme um ihn schlingen oder sich zumindest an ihn lehnen würde.

Seiner Erfahrung nach, die weitreichend war, wandten sich verängstigte Frauen auf der Suche nach Trost und Schutz stets an den nächstbesten Mann. Besonders, wenn er der nächstbeste Mann war.

Das war keine Arroganz, nur eine einfache Feststellung. Er war sich seiner Wirkung auf Frauen durchaus bewusst. Auf jeden Fall hatte er lange genug Zeit gehabt, sich daran zu gewöhnen. Schließlich hatte er in den vergangenen sechshundert Jahren reichlich Frauen kennengelernt.

Aber sie tat nichts dergleichen.

Während seine Augen sich rasch anpassten, sah er, dass

sie sogar genauso in der Diele stand, wie beim Betreten seines Hauses, die Arme um sich geschlungen.

»Sie müssen keine Angst haben. Das ist nur der Strom.« Er berührte ihre Schulter, und sie zuckte zusammen.

»Ich ... ich habe keine Angst. Bin nur erschrocken.«

Aber nicht ganz ehrlich? Er spürte, wie die Furcht in Wogen von ihr abrollte.

»Na ja, vielleicht ein bisschen ängstlich«, gestand sie flüsternd ein.

Schon besser.

Er führte sie in die Bibliothek, in der das Feuer ihnen ein bescheidenes Licht gewährte.

»Setzen Sie sich, und ich mache mich auf die Suche nach einer Stablampe für Sie, die Sie mit nach oben nehmen können.«

»Eine Stablampe?«

»Ja. Man steckt Batterien hinein.«

Erkenntnis machte sich auf ihrem Gesicht breit. »Oh, eine Taschenlampe.«

»Nein, eine Stablampe.« Er grinste. »Eines Tages werdet ihr Amis lernen müssen, richtig Englisch zu sprechen.«

Als er mit der Stablampe zurückkehrte, nachdem er gut zehn Minuten im Dunkeln nach frischen Batterien dafür gesucht hatte, war sie fest eingeschlafen und seitlich in die Sofaecke gekippt, die Füße noch auf dem Boden.

Was tun?

Er könnte sie wecken, eine Alternative, die absolut nicht nett wäre. Oder er könnte sie hochheben und ins Gästezimmer tragen. Obwohl es ihn in den Fingern juckte, sie

auf den Armen zu halten, konnte es gut sein, dass sie wach wurde. Am besten, er ließ sie schlafen, wo sie lag. Kein Risiko eingehen, sie zu wecken, was ihm zusätzlich den Vorteil verschaffte, sie beobachten zu können, solange er wollte.

Und ihm war klar, dass er es wollte.

Ganz sacht hob er ihre Beine auf das Sofa. Er griff nach der Wolldecke, die gefaltet über seiner Stuhllehne hing, und drapierte sie über ihre schlafende Gestalt, zog sie um ihre Schultern. Damit wurden ihre weichen Rundungen eher hervorgehoben als verborgen.

Stöhnend kuschelte sie sich in die Decke.

Ian durchquerte den Raum und griff in einen Wandschrank, um eine Flasche seines Lieblingswhiskeys herauszuholen.

Mit dem vollen Glas in der Hand sank er in seinen Sessel, stützte die Füße ab und genoss einen Schluck, bevor er seine Aufmerksamkeit der Frau auf seinem Sofa zuwandte.

Selbst im Schlaf spiegelte ihre Miene Unbehagen wider, die Stirn war in winzige Falten gelegt. Fließende goldblonde Locken, die ihr knapp bis an die Schultern reichten, umrahmten ein zartes Gesicht. Lachfältchen um die Augen deuteten auf eine Frau hin, die nach den guten Seiten im Leben suchte, aber auch auf Reife. Er schätzte sie auf Anfang, Mitte dreißig, vielleicht keine klassische Schönheit, aber dennoch eine sehr attraktive Frau in ihren besten Jahren.

Er fand sie auf jeden Fall reizvoll. Angefangen vom ersten unverhofften flüchtigen Blick in ihre Seele bis hin zu ihrem überraschenden Verhalten und der Art, wie sie aus-

sah, während sie dort unter der karierten Decke auf seinem Sofa lag, fühlte er sich zu ihr hingezogen.

Sein Instinkt jedoch schrie geradezu, dass hinter dieser Frau viel mehr steckte.

Ihm war weder entgangen, dass sie jedes Mal, wenn er sie berührte, zusammenfuhr, wie sie vermied, seine Hand zu nehmen. Noch der resignierte Blick, als sie es schließlich doch tat. Wichtiger vielleicht noch, er hatte die Überraschung gesehen, die in ihren Augen in dem Augenblick aufblitzte, als hätte sie etwas Unvermeidliches erwartet, das sich nicht eingestellt hatte.

Er trank noch einen Schluck Whiskey und genoss die Wärme, die durch seine Kehle rann.

»Nun, was hast du erwartet, kleine Sarah?«, flüsterte er, bevor er das Glas leerte.

Der Antwort auf diese Frage nachzugehen wäre zumindest eine Ablenkung, während er auf Henrys Rückkehr wartete.

Darauf wartete, sich wieder dem widmen zu können, was eigentlich wichtig war, Sterbliche vor seinesgleichen zu beschützen, die sie alle vernichten wollten.